

Vorwort

Biografische Spuren

So wie das Leben sind auch theoretische Ideen und Perspektiven in Bewegung, formieren und wandeln sich durch innere und äußere Umstände. Auch die eigene Lebensgeschichte, geografische Mobilität und der Lauf der Zeit hinterlassen darin ihre Spuren. Die Überlegungen zu einer Idee des Postmigrantischen, die sich durch alle Essays dieses Buches ziehen, sind eng mit meinen Erfahrungen und meiner Biografie verbunden. Menschen, denen ich mich verbunden fühle, Orte, an denen ich gelebt, gelehrt und geforscht habe, sind nicht ohne Einfluss auf theoretische Überlegungen geblieben. Die empirischen Beispiele in den einzelnen Kapiteln stehen in diesem Zusammenhang.

Voranstellen möchte ich daher einen episodischen Rückblick auf einige biografische Stationen, die diesbezüglich von Bedeutung waren. Sie markieren Ausschnitte einer Genealogie des Postmigrantischen – wohl wissend, dass sich Lebenswege nicht lückenlos in Meilensteine oder Phasen einteilen lassen. Der Rückblick auf biografische Erfahrungen und Herkunft ist immer auch ein situativer, reflexiver Akt, ein Blick auf Vergangenes aus dem Deutungsrahmen der Gegenwart.

Aufgewachsen in Samsun an der türkischen Schwarzmeerküste, hat eine historisch bedingte Vielheit meine persönlichen Erfahrungen schon früh geprägt. Die Schwarzmeerregion war und ist ein Raum, der sich durch vielschichtige Wanderungen, Umsiedlungen und kulturelle Überlagerungen auszeichnet. Meine Familie väterlicherseits entstammt der pontisch-griechischen Tradition, mütterlicherseits reichen die Verbindungen auf die Krim. Schon diese familiäre Herkunft verweist auf transnationale Verflechtungen, die nicht erst durch moderne Migrationsbewegungen entstanden sind, sondern tief in die Geschichte imperialer Umschichtungen (Osmanisches Reich, Russisches Zarenreich) zurückgehen.

In der Region Samsun war es selbstverständlich, Herkunft grenzüberschreitend zu sehen: In vielen Familien kamen Eltern oder Großeltern aus anderen Ländern und Regionen – sei es durch Handelsbeziehungen, politische Umsiedlungen oder Kriege. Lebensentwürfe waren damit nie eindeutig definiert, sondern stets hybrid

und dynamisch, auch wenn von politischer Seite immer wieder versucht wurde, diese historische Vielheit durch nationale Bestrebungen einzudämmen.

Diese prägenden Erfahrungen fanden ihre Fortsetzung in der eigenen Bildungs- und Berufsmigration: Anfang der 1980er Jahre führte mich das Studium nach Köln, später folgten berufsbedingte Stationen in Klagenfurt und Innsbruck.

»Sind Ausländer unter uns?«

Geboren und aufgewachsen in Samsun an der türkischen Schwarzmeerküste, führte mich mein Weg nach dem Abitur Anfang der 1980er Jahre zum Studium nach Köln. Dazu gab wahrscheinlich ein Buch den entscheidenden Anstoß: Schon als Gymnasialschüler in der Türkei interessierten mich philosophische Fragen, obwohl das Fach nicht im Lehrplan stand. In der 11. Klasse kursierte in der Schülerschaft ein Buch mit dem Titel *Grundlagen der Philosophie*, das zu lebhaften Diskussionen führte und in mir den Wunsch weckte, Philosophie zu studieren.

Später wandte ich mich allerdings sozial- und bildungswissenschaftlichen Fragen zu, die mich zunehmend interessierten. An der Kölner Universität gab es damals das Fach »Ausländerpädagogik«. Der Name klang für mich zunächst positiv, denn ich hielt es für ein spezifisches Angebot der Universität für ausländische Studierende. Aus Neugier besuchte ich zahlreiche Kurse, in denen es, verkürzt gesagt, darum ging, den richtigen Umgang mit Ausländern zu lernen. Schnell fiel mir auf, dass jedes Seminar mit der rituellen Frage begann: »Gibt es Ausländer unter uns?« Da ich meist der einzige ausländische Student war, musste ich jedes Mal die Hand heben und alle Blicke richteten sich auf mich. Aus reiner Neugier fragte ich schließlich einen Dozenten, der selbst aus den Niederlanden kam, warum er jedes Mal diese Frage stelle und er entgegnete: »Ich finde es gut, dass Ausländer unter uns sind. Sie bereichern die Veranstaltung«. Heute denke ich, so wird man zum Exoten.

Neue Einblicke in Migrationsfragen

Später erwiesen sich soziologische Seminare, vor allem bei Wolf-Dietrich Bukow und Roberto Llaryora, die sich ebenfalls mit Migration beschäftigten – allerdings aus einer grundlegend anderen Perspektive – für mich als wegweisend. Hier begegnete ich zum ersten Mal Theorien der Fremd- und Selbstethnisierung, die mir neue Denkansätze eröffneten.

In dem Buch »Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten« von Bukow und Llaryora, das Ende der 1980er Jahre erschien, wurde die damalige Ausländerforschung und -pädagogik grundlegend kritisiert. Im Mittelpunkt stand nicht Migration als Problem, sondern die Frage, wie Gesellschaften mit ihr umge-

hen und wie durch Zuschreibungen »ethnische Minderheiten« konstruiert werden. Gruppen entstehen nicht einfach, sie werden gemacht, so die Grundthese. Die Lösung, die die Autoren vorschlugen, lag nicht in der Skandalisierung des Migrationsphänomens, sondern in der Ent-Ethnisierung und Demokratisierung gesellschaftlicher Strukturen.

In diesem Zusammenhang untersuchte Wolf-Dietrich Bukow damals auch die niederländische Minderheitenpolitik im Vergleich zur deutschen »Ausländerpolitik«. Während die Niederlande das kommunale Wahlrecht für Nicht-Staatsbürger pragmatisch einführten, blieb es in Deutschland ein politisches Streitthema. Dieser Vergleich bildete das Thema meiner Diplomarbeit und führte zu meiner Dissertation: »Die halbierte Gesellschaft der Postmoderne. Probleme des Minderheitendiskurses unter Berücksichtigung alternativer Ansätze in den Niederlanden«. Damals kam ich zu dem Ergebnis, dass die deutsche Migrationspolitik viel von der pragmatischen niederländischen Minderheitenpolitik hätte lernen können.

Stadt ist Migration

Ende der 1990er Jahre begannen wir, das Zusammenleben in städtischen Räumen genauer zu betrachten. Gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen führten wir eine umfangreiche empirische Studie im Stadtteil Köln-Ehrenfeld durch. Dabei ging es nicht darum, wie »Migranten« und »Einheimische« miteinander auskommen, sondern wie Menschen vor Ort ihr Zusammenleben gestalten, mit Konflikten umgehen, sich kulturell orientieren und politisch engagieren. Es wurde deutlich, dass Ehrenfeld ohne Migration historisch kaum denkbar ist. Migration war schon immer ein konstitutives Element der Stadtentwicklung. Die Ergebnisse unserer Untersuchung wurden unter dem Titel »Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag« publiziert.

Weitere Studien folgten – etwa zur Keupstraße in Köln-Mülheim oder zum Viertel rund um den Eigelstein. Ein wichtiges Ergebnis der empirischen Studien war, dass Migration ein integraler Bestandteil städtischer Normalität ist. Oder wie man es zugespitzt formulieren kann: *Stadt ist Migration*.

Die Entwicklung der *Open-Air-Kultur* in Köln kann als gutes Beispiel dafür gelten, wie Migration urbane Lebensformen prägt. Waren Straßencafés Anfang der 1980er Jahre noch eine Randerscheinung in der Kölner Innenstadt, so gehört die Außengastronomie heute in fast allen Stadtteilen zum urbanen Alltag. Dieser Wandel städtischer Praxis wurde häufig von Menschen mit Migrationserfahrung angestoßen – durch ihre sozialen Praktiken, ihre Gewohnheiten, ihren Blick auf den öffentlichen Raum.

Dass Migration historisch konstitutiv für die Kölner Stadtentwicklung ist, zeigt beispielsweise die Studie *Der Kölner Stammbaum* von Erwin Orywal, in der

eindrucksvoll dokumentiert wird, dass eine Mehrheit der Kölnerinnen und Kölner entweder selbst eingewandert ist oder auf eine familiäre Migrationsgeschichte zurückblickt. Wie es der Kölner Kabarettist Jürgen Becker pointiert formuliert hat: »Wenn einer sagt: ›Ausländer raus!‹, dann wäre Köln völlig leer«.

Die Öffnung der Orte zur Welt – erste Ideen zum Postmigrantischen

In meiner Habilitationsschrift mit dem Titel *Leben in der kosmopolitanen Moderne. Die Öffnung der Orte zur Welt* habe ich später den Blick auf das Zusammenleben vor Ort erweitert. Mich interessierte, was Globalisierung für die soziale Verortung der Menschen im Alltag bedeutet. Eine wichtige Erkenntnis war, dass die globalen Öffnungsprozesse nicht, wie oft behauptet, nur zu Homogenisierungstendenzen führen, sondern vor Ort neue, komplexe Lokalitäten entstehen lassen.

In dieser Arbeit habe ich den Begriff *postmigrantisch* bereits in Anlehnung an postkoloniale Konzepte verwendet, die auf hierarchische Strukturen der Geschichtsschreibung verweisen. Während Kolonialgeschichte über lange Zeiträume hinweg nur vom oberen Ende der Hierarchie aus erzählt wurde, fanden die Erfahrungen der Kolonisierten erst allmählich Eingang in wissenschaftliche Diskurse. Ähnlich verhält es sich mit Migration. Migrationsgeschichte wurde lange Zeit nur von »Einheimischen« geschrieben. Heute, in einer postmigrantischen Gesellschaft, kommen auch Menschen mit Migrationserfahrung zu Wort. Sie erzählen ihre Geschichten neu und auf eigene Weise. Dabei kommen Aspekte zum Vorschein, die bislang unsichtbar oder bewusst ausgeblendet waren.

Ein postmigrantischer Grundgedanke ist es, Migration als historische Normalität und damit als Perspektive zu begreifen, aus der heraus Gesellschaften und urbane Situationen beschrieben und analysiert werden können. Das Postmigrantische steht für eine *Ent-Nationalisierung der Welt*, eine *Dekolonisierung des Denkens*, die neue Sichtweisen eröffnen und eine neue Kartografie des Möglichen hervorbringen.

»Servus im Süden« – Leben im Alpen-Adria-Raum

Nach Stationen in Hamburg, Luxemburg und Köln folgte ich 2008 einem Ruf an die Universität Klagenfurt. Das Land Kärnten hatte sich damals den schönen Slogan »Servus im Süden« gegeben (inzwischen leider mehrfach ersetzt durch andere).

Die Lage im Alpen-Adria-Raum, der Grenzregion zu Slowenien und Italien ist jedenfalls attraktiv, nicht nur für den Tourismus – »man ist schnell am Meer«, wie es in Klagenfurt oft heißt. Das meist als konservativ wahrgenommene Kärnten offenbarte bei näherer Betrachtung eine beeindruckende Vielheit, die in familiären

Biografien, Mehrsprachigkeit und grenzüberschreitenden Einflüssen in Kunst und Kultur zum Ausdruck kommt.

Vielschichtige Verflechtungen: Über Inseln, Sprachen und Generationen

Bei einer Urlaubsreise auf die kroatische Insel Lošinj vor einigen Jahren lernte ich in der Hafenstadt Mali Lošinj den Betreiber eines Eiscafé's kennen. Mehmet kam aus Nordmazedonien und erzählte, dass er in jeder zweiten Sommersaison für sechs Monate auf der Insel sei. Gemeinsam mit seinem Bruder Rahmi wechselten sie sich jährlich mit dem Eiscafé ab.

Als wir im April 2025 erneut nach Mali Lošinj kamen, führte gerade Rahmi mit seiner Frau und seinem Sohn das Geschäft. Die Familie gehört zur türkischen Minderheit in Nordmazedonien und spricht neben Mazedonisch und Kroatisch auch fließend Türkisch.

Bereits 1954, also noch in jugoslawischer Zeit, hatte ihr Vater Muharrem den Laden und eine kleine Wohnung auf der Insel gekauft. Auf die Frage, wie es dazu gekommen sei, erklärte Rahmi, dass sein Vater zu jener Zeit in Slowenien gearbeitet habe, weil es in Nordmazedonien kaum Erwerbsmöglichkeiten gab. Ein slowenischer Freund habe ihm dann den Tipp gegeben, in Mali Lošinj eine Immobilie zu kaufen. Und so kam Muharrem auf die Insel, wo es in jener Zeit, so sagte man, mehr Esel als Menschen gegeben haben soll.

Mit dem zunehmenden Tourismus wurde die Insel jedoch immer attraktiver. Muharrem brachte im Sommer seine ganze Familie nach Mali Lošinj, wo sie Eis und Kaffee an die Urlauber verkauften. Den Winter verbrachten sie wieder in Nordmazedonien. Vom Verdienst des Sommers konnte die gesamte Familie gut leben. Nach dem Tod des Vaters setzten Mehmet und Rahmi diese Tradition fort: Abwechselnd reisten sie mit ihren Familien auf die Insel.

In ihrer Heimatstadt, einer Kleinstadt mit etwa 13.000 Einwohnern, arbeiten noch heute viele Menschen als Eisverkäufer im Ausland und treffen sich im Winter wieder in Nordmazedonien, wo nach Ende der Saison auch die Familienfeste gefeiert werden.

Rahmis drei Töchter arbeiten heute ebenfalls im Ausland: in der Schweiz, in der Türkei und den Niederlanden. Sein Sohn, der bald heiraten wird, hilft derzeit im Eiscafé mit.

Bewundernswert ist die Mehrsprachigkeit der Familie: Neben Mazedonisch und Türkisch sprechen alle auch fließend Kroatisch. Aufgrund des Kontakts mit den ausländischen Gästen beherrschen sie zudem Deutsch, Italienisch und Englisch.

Ähnliche Erlebnisse und Begegnungen im Alpen-Adria-Raum lassen immer wieder diese historisch gewachsene Vielschichtigkeit von Grenzräumen erkennen: Etwa in der slowenisch-italienischen Grenzregion Goriška Brda, der »sloweni-

schen Toskana«, wo man auf dem Weg nach Kroatien wunderbar Station machen kann – und wo die Zwillingsstädte Gorizia und Nova Gorica mit ihrer bewegten Geschichte in diesem Jahr europäische Kulturstädte sind. Ein ansässiger Weinbauer erzählte uns beiläufig, dass in seiner Verwandtschaft die Staatsbürgerschaften mehrmals gewechselt hätten: Sein Großvater sei noch Österreicher gewesen, sein Vater dann Italiener, er selbst Jugoslawe und seine Kinder nun Slowenen – obwohl die Familie über Generationen hinweg am selben Ort gelebt habe.

Dies lässt auch darauf schließen, dass Mobilität und biografische Bewegung nicht nur im physischen Sinn gedacht werden müssen. Grenzen selbst bewegen sich über Menschen hinweg, sie verschieben sich, verändern Zugehörigkeiten und soziale Verhältnisse.

Diese Beobachtung entspricht der postmigrantischen Erkenntnis, dass Lebensentwürfe dynamische Aushandlungsprozesse im Spannungsfeld von historischen Umbrüchen, politischen Verschiebungen und individuellen Verortungen darstellen.

Beispiele wie die genannten zeigen exemplarisch, dass europäische Räume schon lange vor der aktuellen Debatte über Migration geprägt waren durch komplexe Wanderungs- und Umbruchsprozesse. Wandel durch Migration, Sprachwechsel und biografische Veränderungen sind integrale Bestandteile lokaler Geschichte und Gegenwart. In diesem Geflecht erscheint »Heimat« nicht mehr als ein statischer Ort, sondern entsteht immer wieder neu – im Zusammenspiel von Erinnerungen, Sprachen, Bewegungen und politischen Veränderungen.

Inspiziert durch solche Erfahrungen entwickelten wir in unserem Forschungsbereich, angelehnt an die künstlerische Methode des *Bewegungsprotokolls* von Morgan O'Hara, die Idee des *Biografieprotokolls*, das geografische und biografische Mobilität miteinander verbindet. Bewegung – sowohl physisch als auch mental – wurde zur zentralen Denkfigur.

Einen besonderen Impuls gab auch der *Non-Dualismus-Ansatz* des Klagenfurter Philosophen Josef Mitterer. Seine Kritik an Dichotomien, die oft mit Machtfragen verknüpft sind, hat mich dazu inspiriert, Migrationsforschung jenseits der Dichotomie des »Wir« und der »Anderen« – als eine non-dualistische Migrationsforschung – zu denken.

In dem Aufsatz »Die Öffnung der Orte zur Welt und postmigrantische Lebensentwürfe«, der 2010 in einer sozialwissenschaftlichen Zeitschrift in Wien veröffentlicht wurde, habe ich postmigrantische Artikulationen und Praktiken erstmals als subversive Politiken thematisiert.

In der 2013 erschienenen Monografie *Die weltoffene Stadt* habe ich daraufhin den Begriff der *postmigrantischen Urbanität* eingeführt. Im Rahmen einer Gastprofessur in München widmete ich mich im selben Jahr einer kleinen ethnographischen Studie zu postmigrantischen Räumen in der bayrischen Hauptstadt, wie der »Integrier Bar«, der »Export-Import Bar« oder dem »Migrantenstadl«. Vor diesem

Hintergrund verwendete ich den Begriff der *Transtopie* – Orte im physischen und im übertragenen Sinn, an denen Menschen verschiedene Bezugspunkte kreativ miteinander verbinden und in ihre alltägliche Praxis übersetzen.

In diesem thematischen Zusammenhang erschien 2015 der Sammelband *Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft*, der aus einer von uns organisierten Tagung an der Universität Klagenfurt hervorgegangen ist.

»Alles fremd – alles Tirol«

Im Jahr 2014 folgte ich einem Ruf an die Universität Innsbruck. Ein Klagenfurter Nachbar – selbst gebürtiger Wiener – kommentierte das mit dem bekannten Schmah: »Ihr zieht also ins piefkarisierte Tirol«. Eine ironische Bemerkung, die mehr über regionale Zuschreibungen als über das Bundesland selbst aussagt.

Wie Kärnten auch, verfügt Tirol über eine historisch gewachsene Vielheit, die sich manchmal erst auf den zweiten Blick offenbart. Besonders eindrucksvoll kam dies in der Ausstellung »Alles fremd – alles Tirol«, die 2016 im Volkskunstmuseum Innsbruck gezeigt wurde, zur Geltung. Die Ausstellung und inspirierende Beiträge des Katalogs haben vor Augen geführt, wie so vieles, was heute als »typisch tirolerisch« gilt, durch zahlreiche grenzüberschreitende Einflüsse und Anverwandlungen entstanden ist.

Im Jahr 2018 starteten wir die Buchreihe *Postmigrantische Studien* im transcript Verlag. Noch im selben Jahr erschien der erste Band *Postmigrantische Visionen*. Seitdem sind zahlreiche Werke in der Reihe veröffentlicht worden. (Dabei hatte dieser Begriff einen holprigen Start: Als ich drei Jahre zuvor bei einer Fachzeitschrift einen Artikel eingereicht hatte, der das Wort »postmigrantisch« im Titel trug, war die Redaktion noch skeptisch: Die Leserschaft könne glauben, es handle sich um »Migranten bei der Post«.)

Inspiziert durch die oben beschriebenen kulturellen und sprachlichen Verflechtungen, habe ich in meine Arbeiten auch Begriffe wie *mehrheimisch* oder *weltheimisch* eingeführt, die solchen Erfahrungen Rechnung tragen sollen. In dem Reclam-Band *Nach der Heimat* (2021 mit Wolfgang Meixner) wurden diese Ideen ausgeführt. Angesichts zunehmender globaler Vernetzungen sind im Grunde längst alle Menschen und Lebensbereiche mehr- und weltheimisch; sie sind in unterschiedlichem Ausmaß und in unterschiedlicher Weise miteinander verwoben.

Theoretische Perspektiven im (lebensgeschichtlichen) Kontext

Aus diesen und vielen anderen Erfahrungen und Begegnungen ist die Idee des Postmigrantischen entstanden. Sie versteht sich nicht als Theorie im klassischen Sinne,

sondern als eine *offene Denkbewegung*. Es handelt sich daher nicht um ein vorgefertigtes Paradigma, sondern um eine Einladung zur *radikalen Imagination*.

Theorien entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern in konkreten sozialen, historischen und persönlichen Kontexten. Sie sind relational, stehen mit spezifischen Erfahrungen, Begegnungen und Auseinandersetzungen in Verbindung. Das bedeutet nicht, dass Denken auf biografische Erfahrungen und Ereignisse reduziert werden kann. Es ist vielmehr Ausdruck einer situierten Reflexivität. Theorien sind ein Mittel, um Wirklichkeiten zu verstehen – und bestenfalls auch zu verändern.

Indem postmigrantische Perspektiven tradierte Annahmen über Nation, Herkunft, Biografie und Zugehörigkeit einer Revision unterziehen, eröffnen sie neue Sichtweisen und wirken damit auch als politische Interventionen, die neue Wege eines gemeinsamen, gerechten gesellschaftlichen Zusammenlebens aufzeigen können.

Ich widme dieses Buch Wolf-Dietrich Bukow zu seinem 80. Geburtstag – meinem Lehrer und wissenschaftlichen Begleiter, der mit seiner Offenheit, seinem Mut zum unkonventionellen Denken und seiner Neugier nicht nur meine Arbeit, sondern die kritischen Migrations- und Urbanitätsstudien geprägt und inspiriert hat.

Innsbruck im Mai 2025